

# Das gold-lose Pfund

Autor(en): **Büchi, J. Henry**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 48

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646259>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hat, ob Mann oder Frau, eine jährliche Rente von 200 Franken ausrichten. Ferner erhält jede Witwe unter 40 Jahren einen Abfindungsbeitrag von 500 Franken, jede Witwe zwischen 40 und 50 Jahren dazu 50 Franken für jedes Jahr, daß sie mehr hat als 40. Vom 50. Jahre an erhält sie eine Witwenrente von 150 Franken. So bis zum 65. Jahre, da ihre Altersrente von 200 Franken einsetzt. Die Kinder der Witwe erhalten eine Waisenrente von 50 Franken bis zu ihrem 18. Jahr. Doppelwaisen erhalten das Doppelte dieser Summe. Außereheliche und Adoptivkinder sind den ehelichen gleichgestellt.

Sohn: Das sind aber ganz minime Summen. Mit 200 Franken kann doch niemand leben!

Vater: Gewiß, das ist auch nur das Minimum. Ich sagte, das seien die Leistungen der Kantone. Denen fügt nun der Bund aus eigenen Mitteln sogenannte Sozialzuschüsse bei, die mit dem Viertel, den die Kantone noch draufzahlen müssen, das Doppelte der Grundrente erreichen darf. So kann also ein bedürftiges Ehepaar auf ein Renteneinkommen von 800 Franken rechnen, und eine Witfrau mit fünf Kindern bekommt eine Beihilfe von jährlich ebenfalls 800 Franken. Wie viel lieber werdet ihr Kinder uns alte, schwache Eltern zu euch nehmen, wenn wir euch die 800 Franken in die Haushaltungskasse legen können, als wenn wir mit leeren Händen kommen.

Tochter: O, ihr werdet doch wohl nie als Bedürftige behandelt werden. Und übrigens ...

Vater: Das kann keiner wissen, wie er nach zehn oder zwanzig Jahren steht. Darum hat man auch nicht bloß die jetzt Bedürftigen versichert, sondern jeder, ob reich oder arm, soll der Kasse angehören. Jeder zahlt und jeder erhält.

Sohn: Ein Millionär oder sonst Schwerreicher wird sich aber doch genieren, die 200 Fränkli einzufassen.

Vater: Es kann jeder die mit seinem 65. fällige kleine Rente in eine höhere auf das 70. Jahr ausrechnen lassen. Stirbt er inzwischen, so hat die Kasse den Gewinn. Natürlich wird manch einer seinen Anspruch der Kasse zugunsten der Ärmsten verschreiben. Aber grundsätzlich schenkt die Versicherung nichts und läßt sich auch nichts schenken. Sie will eben nicht bloß Armenbeihilfe, sondern soziale Sicherung für alle sein. Dabei sieht das Gesetz die Schaffung zusätzlicher kantonaler Alters- und Hinterlassenen-Versicherungen vor, deren Leistungen die Grundrente allerdings nur verdoppeln dürfen. Im Kanton Glarus besteht schon eine solche. Dort wird nach der Uebergangszeit ein mittelloses Ehepaar, z. B. ein Knechtlein und sein Frauelei, auf eine Jahresrente von 1200 Franken kommen, das ist immerhin etwas.

Sohn: Und wie ist das mit der Uebergangszeit?

Vater: Während der ersten 15 Jahre zahlt die kantonale Kasse die Hälfte der Leistung und nur an Bedürftige. Der Sozialbeitrag verdoppelt diesen Betrag. Er wird überdies durch Bund und Kanton überall da erhöht, wo es notwendig ist und soweit die heutigen Mittel langen. Den Bedürftigen soll sofort geholfen werden. Manch ein armes Mütterchen wird die ersten 200 Franken als ein Geschenk des Himmels begrüßen.

Sohn: Aber nun die Frage, woher der Bund die Millionen hernimmt, die er für die Bedürftigen ausschütten will?

Vater: Einmal hat er die Erträgnisse des Alkoholmonopols dafür reserviert. Dann will er die Tabaksteuer, die gleichzeitig durch eine Sonderbesteuerung der Zigaretten etwas erhöht werden soll, dafür verwenden. Zur Sicherheit hat die Vorlage eine kleine Erhöhung der Personalbeiträge (maximal 25 Prozent) vorgesehen. Man hofft aber, ohne diese Erhöhung auszukommen. Das Werk scheint mir wirtschaftlich und politisch klug durchdacht zu sein.

Sohn: Etwas vermisse ich noch: Du hast noch nicht gesagt, wie sich die Gesetzesmacher die Sicherung der Kauf-

kraft der Renten gedacht haben, für die wir Jungen nun 40 und mehr Jahre unser gutes Geld hergeben sollen.

Vater: Du denkst an meine deutsche Versicherung. Gewiß, das ist der heikelste Punkt der Vorlage. Doch denke ich mir die Sache so: Die Erkenntnis, daß durch eine kluge Geldpolitik der Nationalbank unsere Währung national, d. h. unabhängig von den Vorgängen auf dem internationalen Geldmarkt gehalten werden kann, ist im Vormarsch begriffen. Schweden, das die Index-Währung einführen will, wird unser Vorbild sein. Ueber kurz oder lang werden auch die Bundesväter einsehen, daß die Befolgung dieses Beispiels die Krönung ihres schönen Werkes ist und danach handeln. Hoffen wir, daß das Schweizer Volk ihnen dann auch nachfolgen wird.

Tochter: Davon verstehe ich rein nichts.

Mutter: Brauchst du auch nicht. Die Männer werden es schon recht machen.

Vater: Daß wir es mit euch Frauen gut meinen, beweist gerade unsere Vorlage: Die Frauen zahlen ein Drittel weniger als die Männer und bekommen gleich viel.

Sohn: Nun werde ich trotz meiner Bedenken ja stimmen.

Tochter: Und ich werde trotzdem für das Frauenstimmrecht sein.

Mutter: Recht so, meine Tochter.

Vater: Und mir ist die Hauptsache, daß Fritz ja stimmt. H. B. 11

## Das gold-lose Pfund.

Von Jo. Henry Büchi, London.

Wer, der je in London gewesen ist, hat nicht gestaunt, wenn er jeden Morgen die Million Menschen aus den äußern Teilen der Stadt in die City sich wälzen sah? Eine Million Menschen, die tagein, tagaus in zahllosen Kontoren und Schreibstuben, in einem halben Duzend Börsen, in Hunderten von Banken, Hunderten von Versicherungsunternehmen, Laufenden von Import- und Exporthäusern, ja auf der Straße, im Kaffeehaus über einer Tasse Tee oder Kaffee sich unablässig mit anderer Leute Geld beschäftigen. Die Welt, die Menschen, Ideen, Politik, sogar bloße Wahrscheinlichkeiten, werden in Pfund Sterling umgerechnet, in Pfundwerten umgesetzt und in Pfund Sterling verbucht.

Die Großhändler der Welt kaufen die Produkte ferner Länder, verkaufen unsere Exportwaren in Pfund Sterling und bezahlen die Rechnung mit Pfund-Bankcredit oder Bankwechsel auf — London. Pfund Sterling war nicht nur englisches Geld. Es war die Handelswährung der ganzen Welt. Für sechzig Jahre war es (ausgenommen 1914/25) die vorbildliche Währung, und nun hat es den — Goldboden verloren.

Mache man sich ein Bild davon. Zwischen dreihundert und vierhundert Millionen Pfund fremder Gelder lagen in den englischen Banken dieses Frühjahr. Dagegen hatten die Banken im Betrage von £ 150,000,000 fremde Wechsel akzeptiert. Also £ 250,000,000 Unterschied, dessen Hinterlage von einer Woche auf die andere abgerufen werden konnte. Zwar hatte London, und hat auch heute noch, ähnliche Guthaben Uebersee. Aber diese Guthaben sind nur zum kleinsten Teile auf Abruf oder kurze Frist. Diese Gelder sind meistens Darlehen von längerer Dauer, die nicht einfach gekündigt werden können. So weit sie kurzfristig angelegt sind, sind es die absolut notwendigen Kontokorrent-Bilanzen bei fremden Banken; Guthaben dazu da, den internationalen Bankverkehr aufrecht zu erhalten. Sie stehen also nicht disponibel für jegliche Politik.

Mitten in der eben beschriebenen City, dieser Bureaustadt, die selbst, wie ein Dotter im Ei, von dem Riesenschwanzbild des Sieben-Millionen London umschlossen ist, steht

die Bank of England. Geheimnisvoll wie eine Sphinx erhebt sie ihr Haupt über die fensterlose Umfassungsmauer empor. Hier ist das Heim des Pfundes. Hier wird bestimmt, ob mehr oder weniger dieser grünen und roten Blättlein unter Volk kommen dürfen. Und weil wir die Goldwährung hatten, weil jede Notenausgabe, welche den Betrag von 250 Millionen Pfund überschritt oder überschreitet, mit Gold gedeckt sein muß — Gold für diesen Betrag muß im Keller der Bank gehalten werden — so beruhte die Entscheidung über das „Mehr oder Weniger“ der Notenausgabe letzten Endes auf den Aktionen der Gold- und Guthaben-Besitzer.

Was bei Waren gewöhnlich kein Vorteil ist, ist eine gewinnbringende (oft auch verlustreiche) Beschäftigung für beide, Gold und Guthaben; nämlich eine Verschiebung des Domizils von einem Land zum andern. Erhöhte Zinssätze, Sicherheit der Anlage, oft auch Steuerfurcht, sind die Beweggründe. Solche Aktion beschränkt sich nicht auf ausländische Gelder. Die heimischen machen mit im selben Zuge.

Wenn wir noch wissen, daß London mehr als irgend ein anderes Zentrum, diese Geldmaklerei zu einem, man möchte fast sagen — nationalen, Gewerbe gemacht hatte, so können wir begreifen, welche psychologische Wirkung die Verabschiedung der „Gold“-währung haben mußte.

Sie war unweigerlich bedingt in den politisch volkswirtschaftlichen Faktoren, welche an der Arbeit waren. Die durch die Deflationspolitik sich fortwährend verschärfende Arbeitslosigkeit, die infolge verkleinerter Einkünfte sich verkleinernden Steuereinkünfte, die Tatsache, daß eine Arbeiterregierung am Ruder war, sie alle ließen auf vermehrte Steuerheranziehung reiner Geldeinkommen schließen. Dazu kam, daß die Banken die fremden Gelder natürlich investiert hatten. Weil ein Absatz für kurzfristige Gelder kaum vorhanden war, liehen sie, zum Teil an Deutschland und Oesterreich, auf längere Frist.

Die Unruhe hatte ihren Anstoß in den Vereinigten Staaten. Die Hoover-Erklärung, anstatt Beruhigung und Hoffnung zu bringen, war als ein Zeichen der Gefahr bewertet worden. Die Gelder der Amerikaner und anderer flohen aus Zentraleuropa nach der Schweiz und Frankreich. Da diese Flucht die englischen Anlagen ebenfalls gefährdete, wurde auch London attackiert, und die Flucht der fremden Gelder zusammen mit heimischen setzte auch da ein. Was konnte die Bank of England tun? Die Kredite in Frankreich und Amerika waren im Nu aufgebraucht. Gold mußte herausgegeben werden. Entweder die Industrie, der ganze Handel damit, mußte stillgelegt werden durch eine Einziehung von Noten, oder „Gold“ mußte verweigert werden und es dem Gläubiger überlassen sein, Waren zu haben oder nichts. Die Regierung, die eben gebildet worden war, brachte, um dies zu verhindern, ein Gesetz ein, wonach für sechs Monate die Goldabgabepflicht suspendiert wurde.

Wir haben somit ein Pfund ohne Währung, denn die Goldbasis wurde vorderhand durch nichts anderes ersetzt. Man studiert die Frage. Und eine Reihe alter Goldfreunde gibt so leise zu erkennen, daß man doch wohl zur alten Währung nicht mehr zurück kommen werde.

## Die Kirche in Thurnen.

Demnächst sollen an der Kirche zu Thurnen verschiedene Renovationen vorgenommen werden. Es ist ferner die Anschaffung von zwei neuen Glocken geplant. Im Laufe der Jahrzehnte sind an der Kirche zu Thurnen mehrere Renovationen gemacht worden. Wie die Kirchen von Belp, Rüeggisberg, Gurzelen, Kirchdorf und Gerzensee, so gehörte auch diejenige von Thurnen ehedem dem Bistum Lausanne an. Ihre Namen treffen wir schon 1228 in einem Verzeichnis. In einem kirchlichen Bericht aus dem Jahre 1453 lesen wir ebenfalls den Namen Tornen (Thurnen). Im Chartular des Bistums Lausanne wird die Kirche von Thurnen mit „Tornes“ bezeichnet; sie gehörte zum Dekanat

Röniz. In einer aus dem Jahre 1262 stammenden Urkunde des Klosters St. Urban ist von einem Henricus vicarius de Turindon die Rede. Schutzheiliger des Gotteshauses in Thurnen und einer Kapelle in unmittelbarer Nähe der Gutenbrünnenfluh war St. Ursus. Wir wissen, daß bereits im Jahre 1673 eine Renovation durchgeführt worden ist. Damals wurde das Schiff der Kirche neu erstellt und zwar in schlichtem Barockstil. Den prächtigen Taufstein hat zu dieser Zeit Kirchmeier Bendicht Keusen von Riggisberg gestiftet. Schiff und Chor wurden versehen mit vornehmen Stühlen und mit den Wappen von Grafenried, Frischling und Steiger. 1663 ist im Chor Bernhard von Wattenwyl, ehemaliger Landvogt in Narwangen, begraben worden. Eine weitere Renovation der Kirche wurde im Jahre 1897 vorgenommen. Man hat damals auch die Wappensteinen einheitlich geordnet. Unter diesen befanden sich ein Doppelwappen der Stadt Bern, Wappen der Herren Christoph von Grafenried, Johann Rudolf Wurstenberger, von Erlach, Fischer, Friedrich von Luternau, Johann Anton Kirchberger und Christian Willading, Benner des täglichen Rates. Auf dem Wappen der Wattenwyl ist zu lesen: Dies Fenster samt dem Wappen verehrt ein adeliche Erbschaft des Wohl Edlen gestrengen Sunderen Herr Bernhard von Wattenwyl, Herr zu Burgistein, Mitherr zu Gurzelen und Sofftingen (Seftigen) im Jahr der Erneuerung dieses Kirchengebäuw, welches Gott wohl Sägen wolle. In Christi 1673. Im November des Jahres 1889 hat man in einer Blechkapsel, welche im Knopf der Turmspitze verborgen gewesen war, folgende Schrift gefunden:

1741.

Hier hastu spatha Welt, ein Schriftt von Unfern Händen,  
Nimm unbekannter Fründ, dieselbe günstig an:  
Empfange diesen Gruß, den wir dir hier zuenden,  
Nimm übel nicht, daß man nichts mehrers schenken kann.  
Der Helm darin er ligt, stund auf der hohen stangen  
Die durch das Ungemach deß Himmels ward verderbt,  
Als acht und fünfzig Jahr darüber sind gegangen,  
So hat sie von der Zeit den Untergang erebt.  
Und weil dieselbe war durch Fäulung ganz verlegt  
So risse man sie fort und wurd an deren statt  
Nach allem Fleiß und Kunst ein andere gesekt,  
Da keinen Kosten mann daran gespahret hat.  
Wer weiß, wie lang sie dauert? Die Zeit frißt holz Und steinen  
Kein Marmor ist so hart, der ihre Widersteht.  
Das Schicksal müssen selbst geschleifte Stätt beweinen,  
Nach seinem Untergang läuft alles in die Welt.  
Ich zweifle nicht, Du wirst mein Leser wollen wissen,  
In welcher Zeit und Jahr dasselb geschehen sen;  
Es ware, da die Wuht deß Kriegs die land zerrissen  
In ganz Europa war mord, Brand Und Kriegs-geschren;  
Der Kanjer war den Wäg des fleisches hingegangen,  
Das Haus von Oesterreich war durch ihn ausgelöscht,  
Uns wundert, wer da mag an dessen stell gelangen?  
Chur-fürst in Bayern sich dessen schon gekröst:  
Er ist schon allbereit biß nächst an Wien gekommen,  
Durch der Franzosen hülf, der bricht ins Reich hinein;  
Der Brüh hat Schlesien fast ganz hinweg genommen:  
Es muß America zur See bekrieger sein.  
Der Briten stolze Flott leuft in die ferne örther,  
Und will von Spanien den Reichthum holen ein.  
Der Russen große Macht durchleuft die kalten örther,  
Schlagt Schweden auff das Haut, Und will geförchtet sein.  
Nach dem der Kuli-Kahn, deß Indestans Verschwennder,  
Und Persien darzu, ganz Underjochet hat,  
So kommt er allgemach an diese Abendländer  
Und will dem Perser gleich, die Türken schlagen matt. —  
Doch unser Vaterland ist durch deß Höchsten güte  
Noch in der süßen Ruh: Tragt seine reichen Früchte.  
Der Herr Und Bauer sind von frölichem gemüthe  
Und dieser weiß kaum was von allem Kriegs-gerücht:  
Verfauffet was er hat von seinem Feld bekommen,